

nisvollere Gestalt als der Mann vom Lande, der wenigstens in seinen letzten Tagen den Glanz erkennt, der aus der Türe des Gesetzes bricht, oder der Landvermesser K., der vor dem Glockenton, der vom Schloß her klingt, erbebt.

In einer Zeit, in der das Organ für dieses Andere zu verkümmern droht, ist auch Kafkas Werk ein solcher Klang, vor dem das Herz erbebt. Aber nur erbebt in der Ahnung großer Möglichkeiten, nicht im Glück der Gewißheit. Diese Tragik spricht aus dem wichtigsten Wort Kafkas über die Erzählung „Ein Landarzt“:

„Zeitweilige Befriedigung kann ich von Arbeiten wie ‚Landarzt‘ noch haben, vorausgesetzt, daß mir etwas derartiges noch gelingt (sehr unwahrscheinlich). Glück aber nur, falls ich die Welt ins Reine, Wahre, Unveränderliche heben kann.“ (Tagebücher S. 534)

Dieses Bewußtsein, daß das Entscheidende erst noch gelingen müßte, hat seitdem Kafka nicht mehr verlassen. Einige Wochen nach der vorigen Tagebuchnotiz vom 25. August 1917 folgt im Tagebuch die Bemerkung:

„Das Entscheidende habe ich bisher nicht eingeschrieben, ich fließe noch in zwei Armen. Die wartende Arbeit ist ungeheuerlich.“ (Tagebücher S. 537)

Diese Erkenntnis ist aber nicht von jener anderen zu trennen, daß alles Gelingen nur Gnade ist, Gnade, die all jenen verschlossen bleibt, die da suchen und fragen, planen und Einlaß begehren oder wie der Landarzt schließlich resignieren. Daß sie aber unerwartet für den kommt, der im Dunkel bereit ist und mit seinem ganzen Sein glaubt, das zeigt eine weitere Tagebuchstelle aus dem Jahre 1917, in der die Gestalt des Landvermessers K. aus dem Roman „Das Schloß“ und die Gestalt des Dichters ineinander übergehen:

„Ich saß immer tief in der Werkstatt, ganz im Dunkel, man mußte dort manchmal erraten, was man in der Hand hielt, trotzdem aber bekam man für jeden schlechten Stich einen Hieb des Meisters.

Unser König machte keinen Aufwand; wer ihn nicht von Bildern kannte, hätte ihn nie als König erkannt. Sein Anzug war schlecht genäht, nicht in unserer Werkstatt übri-gens, ein dünner Stoff, der Rock immer aufgeknöpft, fliegend und zerdrückt, der Hut verbeult, grobe schwere Stiefel, nachlässige weite Bewegungen der Arme, ein starkes Gesicht mit großer, grader männlicher Nase, ein kurzer Schnurrbart, dunkle, ein wenig zu scharfe Augen, kräftiger ebenmäßiger Hals. Einmal blieb er im Vorübergehn in der Tür unserer Werkstatt stehen und fragte, die Rechte oben am Türbalken: ‚Ist Franz hier?‘ Er kannte alle Leute bei Namen. Ich drängte mich aus meinem dunklen Winkel zwischen den Gesellen durch. ‚Komm mit!‘ sagte er nach kurzem Blick. ‚Er übersiedelt ins Schloß‘, sagte er zum Meister.“ (Tagebücher S. 518/9)

## Eheverhältnisse innerhalb der Industriearbeiterschaft

Von RODERICH VON UNGERN-STERBERG

Bevor wir auf die Eheverhältnisse in Arbeiterkreisen eingehen, ist es geboten, sich im allgemeinen die heutigen Eheverhältnisse vor Augen zu führen und die Ursachen der Ehezerwürfnisse zu kennzeichnen, die auch heute noch, nachdem die unmittelbaren Kriegs- und Nachkriegszustände überwunden

sind, fortwirken. Diese Ehezerwürfnisse kommen in einer, im Vergleich zur Zeit vor dem ersten Weltkrieg, viel höheren Scheidungshäufigkeit zum Ausdruck.<sup>1</sup> Die Arbeiterehe ist nämlich von den neuzeitlichen Geistesströmungen nichts weniger als unberührt. Die heutige Industriearbeiterschaft ist durchaus ein Kind der „modernen“ Zeit; sie hat keine eigene Ideologie im Bereich des Weltanschaulichen entwickelt, sondern fährt im Schlepptau dessen, was in der geistigen Elite jeweils an sittlichen oder wissenschaftlichen Überzeugungen vorherrscht.

Die Ursachen, die nach wie vor auf den Bestand der Ehe nachteilig einwirken, sind, kurz gesagt, folgende:

1. Die weit verbreitete *Entpflichtung von religiösen Geboten* und traditionellen sittlichen Bindungen, die Ichbezogenheit des homo occidentalis, die Relativierung aller Werturteile.
2. Die *weibliche Berufstätigkeit*, die der Frau in viel höherem Grade als vor etwa fünfzig Jahren die Möglichkeit bietet, eine selbständige Existenz zu gründen und sie nicht mehr nötigt, in einer Ehe zu verharren, die ihr lästig geworden ist. Die Berufstätigkeit ermöglicht ihr sogar in vielen Fällen, selbst für den Unterhalt etwaiger Kinder zu sorgen oder mitzusorgen.
3. Die *Wohnungsnot* der Nachkriegsjahre, die zweifellos geeignet war, eine nicht gefestigte Ehe endgültig zu zerrütten, und die in den Großstädten viel schwerer ins Gewicht fiel als auf dem Lande; das war und ist *ein* Grund, warum die Ehescheidungshäufigkeit in den Städten bedeutend höher ist als in ländlichen Gebieten.
4. Die *tolerante Beurteilung*, die heute eine *außereheliche Mutterschaft* erfährt. Dadurch werden außereheliche geschlechtliche Beziehungen begünstigt. Auch wenn es zu einer Schwangerschaft kommt, wirkt das selbst in gesellschaftlich aufgerückten Kreisen heute nicht mehr wie früher dauernd disqualifizierend für die Frau. In bürgerlichen und in Arbeiterkreisen wurde eine voreheliche oder außereheliche Schwangerschaft allerdings auch früher niemals tragisch genommen.
5. Die *ehezerrüttende Wirkung der Jahre des letzten Weltkrieges* hat in der unmittelbaren Nachkriegszeit sich geltend gemacht. Langjährige Trennung, geschlechtliche Verrohung auf der Männerseite haben Grund und Anlaß zu wechselseitigem Mißtrauen und ehelichen Konflikten gegeben. Inzwischen hat sich hier manches gebessert, ein Umstand, der die leichte Senkung der Ehelösungsfälle bewirkt haben mag, die zur Zeit in der Bundesrepublik festzustellen ist.<sup>2</sup>
6. Der *Frauenüberschuß* in den unmittelbaren Nachkriegsjahren hat dadurch auflösend auf manche Ehe gewirkt, daß eine große Zahl jugendlicher Frauen keinen Ehepartner fanden, weil diese durch die Kriegsereignisse an Zahl stark zusammengeschrunpft waren; zahlreiche Frauen verübten infolgedes-

<sup>1</sup> Aufschlußreich ist die schwedische Statistik: Stat. Arsbok, entspr. Jahrgänge und „Wirtschaft und Statistik“, Heft 4, 1952.

<sup>2</sup> Stat. Jahrb. f. d. Bundesrepublik 1954, S. 66.

sen „Einbrüche“ in bestehende Ehen, unterstützt durch die gelockerte Ehemoral der Ehemänner. Der Frauenüberschuß ist zur Zeit im Schwinden begriffen, weil sämtliche jüngeren männlichen Jahrgänge, bis einschließlich der Fünfunddreißigjährigen, infolge des Überschusses der männlichen Geburten, besonders während der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsjahre, heute stärker besetzt sind als die entsprechenden Frauenjahrgänge. Die Folge hiervon ist, daß der natürliche männliche Geburtenüberschuß, wenn auch allmählich abnehmend, bis in die dreißiger Lebensjahre erhalten bleibt.

7. Die *Zunahme der Frühehen* (Jungehen). Daß gerade in diesen Ehen die Scheidungshäufigkeit besonders groß ist, wird neuerdings wieder in einer Veröffentlichung des Statistischen Bundesamts<sup>3</sup> festgestellt. Dort heißt es: „Bei den Ehen — die noch keine fünf Jahre bestanden haben — ist die Scheidungshäufigkeit der Ehen, bei denen der Mann bei der Eheschließung noch nicht 20 Jahre alt war, am größten. — Es muß weiter beachtet werden, daß die Scheidungshäufigkeit auch bei den Männern, die im 22. und 23. Lebensjahr heiraten, noch relativ hoch ist.“<sup>4</sup>

8. Die *Neurosen*, d. h. die innere, seelisch-geistige Zerfahrenheit vieler Frauen und Männer und die hierdurch verursachte gesteigerte Reizbarkeit und Launenhaftigkeit wirken nachteilig auf den häuslichen Frieden und die ehelichen Beziehungen. Zu einem erheblichen Teil sind diese neuzeitlichen Neurosen die Folge beruflicher Überbeanspruchung (Managerkrankheiten!) und einer für Frauen ungeeigneten, einseitigen Tätigkeit in Fabriken und Büros.

Daß alle diese ehezerrüttenden Faktoren in den Großstädten und Industriebezirken stärker zur Geltung kommen als auf dem Lande, ist aus einer schwedischen Statistik ersichtlich,<sup>5</sup> wobei allerdings der jüngere Altersaufbau der städtischen Bevölkerung erheblich ins Gewicht fällt, weil er eine größere Heiratsfrequenz mit sich bringt.

Ehescheidungen, je 100 000 Einwohner berechnet, in Schweden

|      | in ländlichen<br>Gemeinden | in den Städten | Stadt und Land |
|------|----------------------------|----------------|----------------|
| 1943 | 32,5                       | 135,2          | 73,1           |
| 1944 | 37,2                       | 148,4          | 82,7           |
| 1949 | 49,0                       | 180,9          | 109,4          |
| 1950 | 52,3                       | 185,7          | 114,2          |
| 1951 | 52,9                       | 194,0          | 119,2          |
| 1952 | —                          | —              | 114,5          |
| 1953 | —                          | —              | 117,3          |

<sup>3</sup> Wirtschaft und Statistik (hrsg. vom Stat. Bundesamt) Heft 7, 1954, S. 331.

<sup>4</sup> Hierzu auch Statistik Arsbok f. Schweden 1952, S. 57 u. 67.

<sup>5</sup> Statistik Arsbok 1953, S. 61; eine entsprechende Statistik für die Bundesrepublik ist nicht veröffentlicht.

Demnach ist die Häufigkeit der Ehescheidungen innerhalb der vorwiegend aus Arbeitern und Angestellten bestehenden städtischen Bevölkerung drei bis viermal so hoch wie in ländlichen Gemeinden. Diese Tatsache ist zwar auch eine Folge des jüngeren Altersaufbaus der Stadtbevölkerung, jedoch nicht in erster Linie. Sie ist vielmehr vorwiegend eine Auswirkung des geistigen Klimas der Großstadt. Aus den obigen Zahlenreihen ist ferner ein fast ununterbrochenes Ansteigen der Scheidungshäufigkeit ersichtlich. Die gleichen Ergebnisse wie in Schweden sind in den meisten Ländern Westeuropas, vor allem in den protestantischen, hinsichtlich der Ehescheidungshäufigkeit zu beobachten.

Eine besondere Steigerung erfuhr die Häufigkeit der Ehelösungen in protestantischen Ländern und Großstädten, wie z. B. in den beiden Stadtstaaten Hamburg und Bremen und in Schleswig-Holstein.<sup>6</sup> Die Erklärung dieser Erscheinung liegt darin, daß die evangelischen Kirchen in einigen Fällen die Scheidung zulassen und der Wiederverhehlung schuldlos geschiedener Personen keine Hindernisse in den Weg legen.

Auf Grund der statistischen Angaben über die Zahl und die Häufigkeit der Ehescheidungen muß man jedenfalls zu dem Schluß gelangen, daß die Ehe im westeuropäischen Kulturkreis gegenwärtig labiler, problematischer und konfliktreicher geworden ist als vor dem ersten Weltkrieg, ja auch im Vergleich zu der Zeit nach dem ersten Weltkrieg.

Da es in der Bundesrepublik keine Statistik der Ehescheidungen nach der sozialen Zugehörigkeit der sich Scheidenden gibt, so ist die Frage, ob in Arbeiterkreisen diese Erscheinung häufiger oder seltener ist als in bürgerlichen oder in intellektuellen Kreisen, mit statistischen Methoden nicht zu beantworten. Die *Dauerbeobachtung*, ein völlig unentbehrliches Verfahren in der Soziologie, läßt aber den Schluß zu, daß förmliche Scheidungen innerhalb der Arbeiterschaft seltener vorkommen als in den übrigen sozialen Schichten. Sie fehlen jedoch keineswegs, obwohl wirtschaftliche und geistige Umstände der gerichtlichen Scheidung in Arbeiterkreisen entgegenwirken, wie hohe Anwalts- und Prozeßkosten, die Abneigung des typischen Arbeiters und noch mehr der Arbeiterin, sich mit Gerichten zu befassen, sowie die mangelhafte Kenntnis, wie ein Prozeß einzuleiten und durchzuführen ist. Was die Kosten anlangt, so kann allerdings Armenrecht bewilligt werden. Trotzdem scheuen Arbeiter häufig die mit einem Gerichtsverfahren verbundenen Umstände mehr als Personen aus intellektuellen und sozial aufgerückten Kreisen.

In den unmittelbaren Nachkriegsjahren war das *böswillige Verlassen*, die Desertion, besonders von seiten der Ehemänner, eine recht oft in Arbeiterkreisen anzutreffende Erscheinung. In den letzten Jahren ist sie sehr viel seltener geworden. Das hauptsächliche Mittel, die Ehe aufzulösen, als the poor man divorce (des armen Mannes Scheidung)<sup>7</sup> ist das böswillige Verlassen heutzutage in Arbeiterkreisen jedenfalls nicht. Allenfalls kann man ge-

<sup>6</sup> Statistik der Bundesrepublik, Band 62 und 63.

<sup>7</sup> Hierüber *Luzie Stampfli*, Die unvollständige Familie, Zürich 1951, Regio-Verlag, S. 75 ff.

legentlich erfahren, daß es eine Art von Gewohnheitsdeserteuren gibt, von Ehemännern, die von Zeit zu Zeit verschwinden, mehr oder weniger lange fortbleiben, aber häufig wieder zurückkehren und in der Regel von der Ehefrau wieder anerkannt werden. Häufig sind es recht verwahrloste Subjekte, Vagabunden, die eigentlich nie eine Ehe hätten eingehen sollen. Ehefrauen verlassen die Ehe viel seltener. Das hat wohl seinen Grund darin, daß sie sich viel schwerer von etwaigen Kindern trennen, die mitzunehmen ein zusätzlicher Ballast wäre; hinzukommt, daß die Frau sich aus einer einmal gegründeten Häuslichkeit nicht so leicht lösen kann, und über Arbeits- und geheime Aufenthaltsgelegenheit nicht so orientiert ist wie der Mann.

Ein weiterer Grund vergleichsweise größerer Festigkeit der Arbeiterehen, besonders derjenigen, die infolge der Herkunft der Eheleute aus bäuerlichen Kreisen auch bäuerliche Sitten bewahrt haben, ist die im allgemeinen undifferenziertere Natur der Arbeiterschaft. Man ist nicht so reizbar, empfindlich, nicht so sehr darauf bedacht, „sein persönliches Leben zu führen“. Dies gilt vor allem von der Arbeiterfrau, die sich viel williger dem Manne und den gegebenen Verhältnissen unterordnet, viel eher manches als unabwendbares Schicksal hinnimmt, in der Regel keine Ansprüche auf freie Entfaltung ihrer Person stellt und schließlich stärker als die Frauen intellektueller Kreise von religiösen Vorstellungen beeinflusst und wohl auch Ermahnungen der Geistlichkeit zugänglicher ist. Sie verharret daher auch in der Ehe, wenn diese ein Martyrium für sie geworden ist, etwa infolge der Trunksucht des Mannes, anhaltenden Geldmangels und der damit verbundenen, peinlichen, aufsehenerregenden Situationen. Hier läßt sich übrigens die Beobachtung einschalten, daß die Trunksucht in Arbeiterkreisen heute nicht verbreitet ist. Der deutsche Arbeiter, zumal wenn er Familienvater ist, betrinkt sich selten, und die Kosten des Alkoholismus fallen im allgemeinen im Familienbudget nicht sehr ins Gewicht. Unverhältnismäßig hoch sind dagegen die Ausgaben für Tabak, zu denen bekanntlich auch die Frauen heutzutage sehr viel beitragen.

Eheliche Untreue, sowohl von seiten der Frau wie von seiten des Mannes ist in Arbeiterkreisen seltener anzutreffen als in bürgerlichen, weil die Sucht nach Abwechslung, nach Wechsel des Sexualpartners sowie das Eingehen auf Verführungskünste dem unkomplizierteren, natürlicheren Wesen des Arbeiters und der Arbeiterfrau meist ferne liegen. Zudem spielen die knappen Geldmittel, über die in der Regel der verheiratete Arbeiter verfügt, in dieser Hinsicht eine heilsam einschränkende Rolle.

Allerdings haben ältere Ehefrauen von Arbeitern, die in der politischen oder gewerkschaftlichen Hierarchie aufgerückt sind, häufig darüber zu klagen, daß ihre Ehemänner mit jüngeren Kolleginnen und ihren weiblichen Hilfskräften intime Beziehungen eingehen. Das sind Rivalinnen, die den Ehefrauen in bezug auf jugendliche Reize weit überlegen sind. Für die alternen Frauen, die mit ihren Männern schwere, häufig entbehrungsreiche Jahre tapfer durchgemacht haben, verarbeitet und welk geworden sind, bedeuten

solche Ausbrüche aus der Ehe schmerzliche Erlebnisse, die sie aber meist resigniert hinnehmen, wie denn überhaupt eine tolerante Einstellung zum männlichen außerehelichen Verkehr vorwaltet; ja man kann sagen, daß der gefühlsbetonte Klang des Wortes „Ehebruch“ in Arbeiterkreisen doch nur sehr wenig von der katastrophalen Note hat, die ihm innewohnt. Wenn der Mann gelegentlich, etwa in weinseliger Stimmung die Ehe gebrochen hat, wird es wohl zu recht bewegten, möglicherweise handgreiflichen Auseinandersetzungen kommen, aber doch meist leicht verziehen und vergessen.

Eine eigenartige Stellung in Ehefragen haben diejenigen Berufe, die in enger Verbindung mit dem Hotelgewerbe und den Amüsier- und Animierbetrieben stehen. Kellner und Kellnerinnen, Barmädchen, aber auch Vorführdamen, Modistinnen, Verkäuferinnen und Kontoristinnen usw. werden, sofern sie verehelicht sind, sehr häufig auf eine harte Probe hinsichtlich ihres ehelichen Verhaltens gestellt. Je weiter man sich von der ungelernten Arbeiterschaft entfernt und in die Angestelltenkreise, die, soziologisch gesehen größtenteils zur Arbeiterschaft gehören, vordringt, um so häufiger begegnet man einer lockeren und frivolen Ehegesinnung sowie dem Wunsch, auch im Bereich des Sexuellen „das Leben zu genießen, solange man jung ist“, um so mehr nimmt der Aufwand an Kleidung, Putz und Kosmetik zu, um so öfter hat „Er“ eine auswechselbare „Freundin“ und „Sie“ einen „Freund“, der Besitzer eines Motorrades, womöglich eines Wagens ist. Wir stoßen hier auf einen Arbeitertyp, der heute für geistige Dinge unempfindlich geworden ist und gegenwärtig in auffallend großer Zahl, trotz aller Ablenkung durch den Sport, die Vergnügungsstätten aller Art besucht, ausgestattet mit einem Geldbeutel, der den des geistigen Arbeiters — Musikers, Schriftstellers, Kunstmalers usw. — bei weitem übertrifft. Das ist der Typ, den *K. Bednarik* in seiner Schrift „Der junge Arbeiter von heute, ein neuer Typ“, im Auge hat und den er wie folgt kennzeichnet: „Die Relikte der alten ideologischen Moral — von der abgebauten religiösen bis zu den zerbrochenen sozialistischen und nationalistischen — berühren ihn in seiner Masse als übergeordnetes Gesetz kaum noch. Der einzelne ist bloß gehalten von seinen persönlichen Bindungen an die Familie oder an die Freundeskreise. Und gerade von diesen weiß man, wie wenig sie heute in vielen Fällen zu bieten vermögen; auch in ihnen wirken zumeist bloß alte gewohnheitsmäßige Moralroutinen nach, die längst unfundiert und sinnlos geworden sind, und die von den Eltern der Jugend zumeist nur als erworbene Haltungen, nicht als lebendige Erfahrungen vorgeführt werden können. — Im Gesicht des neuen Typs verschmilzt so die proletarische Physiognomie mit dem nihilistischen Ausdruck, den seine ins Leere gegangene Befreiung hervorruft.“<sup>8</sup>

Es darf aber nicht verkannt werden, und Bednarik macht wohl selbst diese Einschränkung, daß dieser „Schlurf-Typ“ doch nur eine Minderheit bildet. Aber er ist heute zweifellos stark in den Vordergrund gerückt. Ihm gehören

<sup>8</sup> Stuttgart 1953, Gustav Kilpper, S. 32.

zahlreiche Arbeiter und Arbeiterinnen an, die, begünstigt durch die gute Wirtschaftskonjunktur, häufig als junge Ehepaare bei den Eltern für ein sehr geringes Entgelt oder umsonst hausend, als Doppelverdiener ihre Freizeit in einer Weise verbringen, die deutlich erkennen läßt, daß sie es darauf anlegen, ihre Arbeitereigenschaft möglichst zu verbergen. Wie der „Herzog von Windsor“, wenn auch von der Stange, gekleidet, haben sie nichts mehr mit dem ehemaligen aus Arbeiterkreisen stammenden Wandervogel gemein, der größtenteils der sozialistischen Arbeiterjugend angehört hat. Trotzdem muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß, meist mehr im Hintergrund, andere jugendliche Arbeitertypen in großer Zahl vorhanden sind, die konfessionellen, politischen oder sonst weltanschaulich bestimmten Vereinigungen angehören und jene den „Schlurf-Typ“ kennzeichnenden Merkmale nicht aufweisen. Im übrigen verfügt der größere Teil der jugendlichen Arbeiterschaft nicht über die Mittel, um sich solche Schlurf-Allüren und Ausgaben leisten zu können. Trotzdem ist zu beobachten, daß der „Schlurf“ nicht etwa aus den Reihen der Angestellten stammt. Er kommt in beträchtlicher Zahl auch aus jungen Fabrikarbeiterkreisen, aus der Zahl der Gutverdienenden, die aber nicht recht wissen, wie sie ihre Freizeit anders als bei Fußballkämpfen, im Kino, auf Tanzböden, in Ausflügen auf Motorrädern, in Schwimmbädern und auf Campingplätzen verbringen können.

Die weibliche Hälfte dieses Schlurf-Typs, der, wie gesagt, nur eine Minderheit bildet, ist meist bereit, um jeden Preis, z. B. mit Hilfe von Verhältnissen, die häufig der Prostituierung nahekommen, in die „höheren Sphären“ aufzusteigen, wo man mit „besseren“ Leuten verkehrt. „In der Gesellschaft, wo ich verkehre, dürfen gewöhnlich Arbeiter nicht einmal ins Vorzimmer“, bemerkt K. Bednarik (S. 68) hinsichtlich eines männlichen Schlurf-Typs. Als Zeichen der Zeit ist am Rande zu bemerken, daß der Deutsche Gewerkschaftsbund diesen Drang jugendlicher weiblicher Personen aus der Arbeiterschaft, in die höheren Sphären aufzurücken, zu begünstigen scheint. Im Rahmen seines Berufsfortbildungswerkes wurde, Zeitungsmeldungen zufolge, im Sommer vorigen Jahres in München ein zwölf tägiger internationaler Lehrgang für Stenotypistinnen, die Sekretärinnen werden wollen, veranstaltet. Das Programm sah u. a. Unterricht über die Beziehungen der Sekretärin zur Umwelt, die Aneignung von gefälligen Umgangsformen, sowie über moderne Schönheitspflege vor. Moderne Schönheitspflege — was heute nicht alles zur Bildung gehört! Wer wird sich über ein gepflegtes, anmutiges Äußere eines weiblichen Wesens nicht freuen? Aber geht diese Art „Fortbildung“ nicht doch zu weit?

Ein Mädchen aus Arbeiterkreisen in der Großstadt kommt schon in frühester Jugend, etwa mit 16/17 Jahren in Versuchung, sich einen „Freund“ oder einen „Verlobten“ zuzulegen. Nun beruht, wie Klara Thorbecke<sup>9</sup> bereits Ende der zwanziger Jahre beobachtet hat, die zweigeschlechtliche

<sup>9</sup> Reifungsprobleme der proletarischen weiblichen Großstadtjugend, Berlin 1928, S. 30 Freie Wohlfahrtspflege Bd. 2.

Jugendfreundschaft der unteren Schichten vielfach auf sexuellem Verkehr. „Die Mädchen ahmen das in der Kindheit bei Erwachsenen Geschehene nach. — Wenn dann von seiten des Mannes der Wunsch nach sexuellem Verkehr geäußert wird unter dem Hinweis, daß ein Verlobter dies von seiner Braut verlangen könne, — sind alle Hemmnisse schnell beseitigt. — Der Sexualvorgang wird mit großer Nüchternheit als etwas für das tägliche Leben Notwendiges betrachtet, das für jedes Alter erlaubt ist.“ — In der Tat wirkt besonders das Beispiel älterer Freundinnen und Geschwister verführerisch auf die jüngeren, zumal nur auf diese Weise Abwechslung und Sinnenrausch in das eintönig erscheinende Alltagsleben gebracht werden kann.<sup>10</sup> Dies ist seit jeher in Arbeiterkreisen so gewesen, mit allen Folgen wie frühzeitiger sexueller Verkehr, etwa mit 16/17 Jahren, wobei im Falle der Schwangerschaft in der Regel eine Frühehe mit 18/19 Jahren folgt. Wenn der Freund aus aufgerückten Gesellschaftskreisen stammt, was an sich begehrenswert, weil neiderregend — je „feiner“ der Freund, um so höher ist man in der eigenen Bewertung und in der neidischer Freundinnen —, endet die Liebschaft nach einiger Zeit meist mit einer geldlichen Abfindung oder, wenn ein Kind vorhanden ist, mit Alimentenbezug. Ist der Freund mittellos, so trägt „Sie“, wenn sie gut verdient, ohne zu murren, häufig die Kosten gemeinsamer Vergnügungen. Viele Mädchen lassen sich von ihren Kavalieren auf diese Weise andauernd „neppen“, wie das im Berliner Jargon heißt, sind selbst meist sehr bescheiden in ihren Ansprüchen, häufig sogar rührend besorgt um ihn, wenn er nur etwas lieb und nett ist und Zeit für sie hat. Sie näht und stopft für ihn und sorgt für Ordnung in seiner Bude, so er, z. B. als Student, eine eigene hat, ohne daß sie sich der Hoffnung auf eine Verlobung oder gar Eheschließung hingibt, wenn der soziale Unterschied eine solche vernünftigerweise ausschließt. Dieses deutsche „Mädel“ aus Arbeiterkreisen ist heute selten geworden. Der weibliche Schlurf-Typ, der in bezug auf Kleidung und Unterhaltung ganz andere Ansprüche stellt, ist jedenfalls in den Großstädten vorherrschend und für den typischen Studenten entweder uninteressant oder zu kostspielig. Zudem hat die „Uni“ bei steigender Zahl weiblicher Komilitonen, eine gewisse Bedeutung als Institut für Anbahnung von zwischengeschlechtlichen Freundschaften, Verhältnissen und Ehen erlangt.

Das „Mädel“ aus dem Volk hat seine literarische Gestalt unter anderem bei Thomas Mann in den „Buddenbrooks“ gefunden: Das Ladenmädchen Anna, die „niemals etwas von heiraten und dergleichen gesagt und sich niemals weggeworfen hat und ihm doch nichts verweigert hat“. — Ferner bei Theodor Fontane in „Irrungen, Wirrungen“, in Gestalt der Pflege Tochter Lene, die beim Abschied von Bodo v. R. sagt: „Ja, Erinnerung ist viel, ist alles, und die habe ich nun und bleibt mir und kann mir nicht mehr genom-

<sup>10</sup> Hierzu *E. Zola*, *Germinal*; *H. Sauerland*, *Die Seele des Industriearbeiters*, Hildesheim 1927, Borgmeyer; *G. Steawen-Ordemann*, *Menschen der Unordnung*, Berlin 1933, Furche Verlag; *G. Dehn*, *Proletarische Jugend*, Berlin 1929, Furche Verlag.

men werden. — Du hast mir kein Unrecht getan, hast mich nicht auf Irrwege geführt, und hast mir nichts versprochen.“

In bäuerlichen sowie in Arbeiterkreisen war das Liebesleben seit jeher wenig von Sentimentalität beschwingt. In bäuerlichen Verhältnissen hatte und hat auch noch in der Gegenwart, wenn auch in abnehmendem Grade, die Familie stets ein gewichtiges Wort bei Eheschließungen mitzureden und sorgte dafür, daß keine intime Annäherung mit Freunden oder Freundinnen stattfand, die vom wirtschaftlichen Standpunkt als Familienzugehörige unerwünscht wären. In Arbeiter- und Angestelltenkreisen ist allerdings der Einfluß der Familie heute in dieser Lebenssphäre fast auf dem Nullpunkt angelangt. Der Verkehr zwischen Mann und Frau ist entsprechend der allgemeinen Rationalisierung aller Lebensvorgänge im Bereich der Großstadt keine Angelegenheit, die das ohnehin meist recht verkümmerte Gemüt, von Ausnahmen, die auf einer sentimentalischen Veranlagung beruhen, abgesehen, in Wallung versetzt.

## Weisheit und Blindheit des Instinktes

Von ADOLF HAAS S. J.

### *Von der Weisheit der Grabwespen*

Der „Vergil der Insekten“ Jean Henri Fabre (1823—1915) hat uns in seinen klassischen „Souvenirs entomologiques“ ein Bild dieser zu den Hautflüglern (Hymenopteren) zählenden Kindern der Sonne und des Sandes geschenkt — ein Lebensbild, das an Frische und Schönheit der Beschreibung wie an tiefeschürfendem Eindringen des Beobachters in die Naturgeheimnisse wohl einmalig ist in der ganzen so überaus reichen Literatur über die Insekten. „Wir haben erst angefangen, ihn zu buchstabieren“, sagt der französische Philosoph Henri Bergson von Fabre. Und Darwin nennt ihn einen „unvergleichlichen Beobachter“. Fabre selbst hat unter seinen in 10 Bänden gesammelten Beobachtungen den verschiedenen Beutejägern bei den Sandwespen entschieden den Vorzug gegeben. Er sagt einmal:

„Über die wertmäßige Rangordnung der kleinen Funde, welche die Insektenkunde mir verdankt, kann man verschiedener Meinung sein. Der Zoologe, der Formen verzeichnet, wird die Hypermetamorphose der Meloiden, die Entwicklung der Anthrax und den Larvendimorphismus voranstellen. Der Zellenforscher, der den Geheimnissen des Eies nachspürt, wird vielleicht meine Untersuchungen über das Eierlegen der Mauerbiene besonders schätzen. Der Philosoph, den das Wesen des Instinktes beunruhigt, wird den Verfahrensweisen der Beutejäger den Vorzug geben. Ich bin mit dem letzten einer Meinung. Ohne zu zaudern würde ich den ganzen Rest meines entomologischen Ballastes für diesen einen Fund hergeben, der übrigens dem Datum nach der erste ist und an den ich die schönsten Erinne-